

# Mutter



# milch

Melissa Broder

Roman

CLAASSEN

Melissa Broder  
Muttermilch



Melissa Broder

# Muttermilch

Roman

Aus dem Englischen  
von Karen Gerwig

C L A A S S E N



*Für Nicholas*



*Meine Mutter hat Zwillinge geboren:  
mich und die Angst.*  
Thomas Hobbes



# Kapitel 1

Es war egal, wo ich wohnte – Mid-City, Mid-Wilshire oder Miracle Mile. Es war egal, wo ich arbeitete; eine Schwachsinnsfabrik in Hollywood glich der anderen. Was zählte, war allein, was ich aß, wann ich aß und wie ich aß.

Jeden Tag um halb acht ging mein Wecker. Dann nahm ich das nachtdurchweichte Stück Nikotinkaugummi aus dem Mund, legte es auf den Nachttisch und ersetzte es durch ein frisches. Ich hatte mit sechzehn angefangen zu rauchen, danach gab es bei mir keinen Moment mehr ohne Zigarette. Aber als ich im Talentmanagement anfing, konnte ich nicht mehr den ganzen Tag rauchen. Ich wechselte zu Nikotinkaugummis; auf diese Art konnte ich meine Zigaretten kauen und ständig meiner Sucht frönen. Jetzt gab es bei mir keinen Moment mehr ohne Kaugummi. Es half mir, meine Nahrungszufuhr geschickt zu beschränken, es war gleichzeitig Beschäftigung für meinen Mund und schneller Appetitzügler. Ich kaufte die Kaugummis auf eBay, abgelaufen und heruntergesetzt, damit ich sie mir leisten konnte. Zu regulären Marktpreisen hätte mich meine Sucht dreihundert Dollar die Woche gekostet.

Nachdem ich einen neuen eingeworfen hatte, stellte ich mich unter die Dusche und trank ein bisschen Wasser aus der Leitung, vermischt es mit dem Überzug des Kaugummis. Die mit Überzug mochte ich am liebsten, *Fruit Chill* oder *Mint Blast*, und ich rechnete den Überzug nicht in meine tägliche Kalorienzufuhr mit ein. An manchen Tagen machte ich mir Sorgen, wie viele Kalorien durch den Überzug dazukamen. Nach der Dusche warf ich mir noch einen Kaugummi ein. Zwei weitere folgten, wenn ich mit voll aufgedrehter Heizung zur Arbeit fuhr. Diese Kaugummi-prozession war Frühstück eins.

Zwischen Frühstück eins und Frühstück zwei lag eine Zeitspanne. Manchmal fiel mein Blutzuckerspiegel so weit ab, dass mir schwindlig wurde und ich Panik bekam. Es lohnte sich trotzdem, Frühstück zwei, mein erstes richtiges Essen des Tages, bis halb elf oder elf hinauszuzögern. Je später ich mit dem Essen anfing, desto mehr Essen konnte ich für die zweite Tageshälfte horten. Besser jetzt leiden und sich auf etwas freuen, als einen großen Batzen meines täglichen Essens im Rückspiegel verschwinden zu sehen. Das war eine schlimmere Art des Leidens.

Wenn ich es bis elf ohne Essen schaffte, fühlte ich mich sehr gut, fast heilig. Wenn ich um halb elf aß, fühlte ich mich schlecht, schmuddelig, auch wenn alle negativen Gefühle schnell dem Rausch Platz machten, Frühstück zwei zu verspeisen. Die Mahlzeit bestand aus einem Zweihundertzwanzig-Gramm-Becher griechischem Joghurt mit null Prozent Fett, in den ich zwei Packungen Süßstoff rührte, und einer Portion kalorienreduzierter Schoko-Muffin-Glasur, die man nur bei *Gelson's Supermarket* kaufen konnte. Ich war so emotional abhängig von dieser Muffin-Glasur, dass ich Angst davor hatte, was im Fall eines Lieferengpasses

passieren könnte. Ich kaufte immer sechs Schachteln auf einmal und lagerte sie in meinem Gefrierfach.

Die Muffin-Glasur hatte hundert Kalorien und der Joghurt neunzig: ein perfekter Doppelschlag an Cremigkeit und Süße, eine Geschmackssymphonie, die mir nicht wehtun konnte. Meine schönste Zeit des Tages war dieser Augenblick, in dem ich das erste Mal den Löffel in den Joghurt tauchte, gleich nachdem ich ihn mit einem halben Päckchen Süßstoff bestreut hatte. Zu diesem Zeitpunkt war noch so viel zu essen da, die Muffin-Glasur noch nicht einmal angerührt, nur ein Versprechen auf Schokolade. Danach wünschte ich mir immer, ich hätte langsamer gegessen, damit ich noch etwas hätte, worauf ich mich freuen konnte. Das Ende von Frühstück zwei war ein trauriger Moment.

Ich aß Frühstück zwei an meinem Schreibtisch, direkt gegenüber von Andrew, einem anderen Assistenten, der auf NPR stand, auf natürliche Erdnussbutter und auf schwer verständliche skandinavische Filme, eben weil sie schwer verständlich waren. Andrews Kopf war eine Größe zu klein für seinen schlaksigen Körper. Er hatte schmale Nasenflügel, die schon von Natur aus missbilligend aussahen, und stylte sich die Haare zu einer kunstvollen Indie-Rocker-Wolle, die auf seinem winzigen Kopf saß wie eine Faschingsperücke der Coolness. Ich wusste, er verurteilte meine chemischen Süßstoffe, deshalb baute ich aus Aktenordnern, IKEA-Kakteen und einem Bataillon aus Kaffeetassen vorn an meinem Schreibtisch eine Barriere, um so seine neugierigen Blicke abzublocken. Ich hatte wenigstens ein bisschen Privatsphäre verdient, damit ich mein Ritual voll und ganz genießen konnte.

Das Mittagessen war kniffliger. Mindestens an zwei Ta-

gen die Woche musste ich mit meinem Boss – Brett Ofer – mit Kunden, Agenten und anderen Leuten aus der Branche zum Lunch gehen. Ich aß nicht gern mit anderen. Das Mittagessen war das Kronjuwel des Tages, und ich verkostete es bevorzugt solo und wollte es nicht auf Essen verschwenden, das ich mir nicht ausgesucht hatte. Ofer zwang uns immer ins selbe Restaurant, ins *Last Crush*, mit dem sich unser Büro die Parkgarage teilte. Er bestand darauf, dass wir einen Haufen kleiner Gerichte bestellten und alles teilten, »wie eine Familie«, als würden sich unsere Kunden wie Brüder fühlen, wenn sie zusammen einen Fleischklops aßen. Wer wollte schon mit Ofer verwandt sein? Er tat so, als wäre Familie etwas Gutes.

Im *Last Crush* musste ich mit Makkaroni mit Käse, kleinen Burgern und Kalbfleischklößchen fertigwerden. Selbst das Gemüse war mit Fett verseucht: Rosenkohl, der in Butter ertrank, panierte Pilze, Blumenkohl mit glänzender Glasur. Der Rucolasalat, den ich als meinen Beitrag zu der bunten Mischung bestellt hatte, war nur ein glitschiger Kadaver: Tod durch Öl, adieu.

Bei diesen Ausflügen aß ich winzige Portionen von drei der Gerichte, ordnete jeder Portion hundert Kalorien zu und rechnete dann noch mal zusätzlich hundert obendrauf, falls ich nicht alles mitgezählt hatte. Die mathematische Formel war nicht perfekt, doch sie erlaubte die Illusion von Kontrolle. Aber Ofer versuchte immer, mich zu schikanieren, damit ich mehr aß.

»Wer möchte den letzten Mini-Burger? Rachel? Ich weiß, duuu denkst darüber nach«, neckte er mich und begann dann zu skandieren: »Tu es! Tu es! Tu es!«

Ofer war ein ewiger Verbindungsbruder. Er glaubte an Loyalität, Gemeinschaft – nicht, weil wir als Individuen

eine echte Verbindung hatten, sondern weil wir Teil desselben Etwas waren. Wenn er mit glänzender Glatze die Tugenden unserer »kollaborativen Bürokultur« pries, ein Stückchen Kalbsfrikadelle an der Unterlippe hängend, stellte ich mir vor, wie er denselben Sermon zwei Jahrzehnte zuvor den Anwärtern seiner Studentenverbindung gehalten hatte.

»Wisst ihr, was für ein Glück ihr habt? Ihr könnetet auch bei Management180 arbeiten, wo überhaupt nichts gemeinsam entschieden wird! Ihr könnetet bei Delta Ypsilon sein und die Pisse eures Bruders trinken!«

Ofer hatte bei Gersh in der Poststelle angefangen und sich bis zum Agenten hochgearbeitet. Neun Jahre später hatte er die mörderische Agenturwelt verlassen, um eine Talentmanagementfirma zu gründen – The Crew –, wodurch er sich einbilden konnte, er habe eine Seele. Noch schlimmer: Seine Frau hatte gerade Zwillingstöchter geboren, und er bezeichnete sich jetzt als »Feminist«. Ofer eignete sich ein oberflächliches Wissen über soziale Gerechtigkeit an, wie es in Artikeln über Diversität, Inklusion und gleiche Bezahlung im *Hollywood Reporter* propagiert wurde. Ständig machte er Anspielungen auf seine »Privilegien« – und auf unser Privileg, hier arbeiten zu dürfen. Es störte ihn, dass ich mich nicht glücklich schätzte, zur Familie zu gehören. Talentmanagement war nicht mein Traum, und das verletzte ihn.

Wenn ich nicht gezwungen wurde, mit Ofer und den Kunden ins *Last Crush* zu gehen, war ich zum Mittagessen allein. Das waren die guten Tage. Zuerst ging ich zu Subway, wo es online für alles Kalorienlisten gab. Ich bestellte gemischten Salat mit doppelt Pute, Kopfsalat, Tomaten, Peperoni, Essiggurken und Oliven. Es war ein magischer

Salat, eine Geschmacksexplosion mit einer moderaten Kalorienbilanz von hundertsechzig. Meistens war mein Sandwich Artist ein niedlicher kleiner Kerl von der USC, der seine Dreadlocks auf seinem Kopf auftürmte, damit er zehn Zentimeter größer aussah. Er fragte immer, ob ich Soße wolle, und ich sagte immer Nein. Dankenswerterweise stellte er meine Wahl nie infrage. Aber manchmal machte er zu wenig Kopfsalat rein, der dem Subway-Salat die entscheidende Masse verlieh.

Ab und zu bediente mich ein anderer Sandwich Artist, ein rothaariger Teenie mit transparenter Zahnpflege. Dieser Kerl machte einen Wahnsinnssalat, mit ordentlich Kopfsalat drin, aber er war viel zu interessiert an mir als Person. Sobald ich zur Tür hereinkam, rief er: »Hey! Doppelte Portion Pute!«, und ich dann: »Hallo, danke, keine Fotos.« Ich musste ihm nicht sagen, dass ich keine Soße wollte, denn er wusste es immer und murmelte: »Keine Soße, keine Soße.« Aber alle paar Salate hatte er das Bedürfnis, mich auszufragen: »Warum willst du keine Soße? Die ist kostenlos!«, worauf ich erwiderte: »Ich mag sie einfach nicht.« »Zu scharf? Zu nass?«, fragte er dann. »Einfach Pfeffer und Salz, bitte«, sagte ich.

Ich aß den Salat immer auf einem der kleinen Terrassentische draußen vor dem Subway, auch wenn das nicht ideal war. Andererseits hätte ich auf keinen Fall im Restaurant essen können, wo mich die Sandwich Artists beobachten konnten. Aber wenn ich draußen aß, wurde ich zur Beute aller Passanten, inklusive den Leuten aus meinem Büro.

Es war nicht so, als wäre es grundsätzlich blamabel, einen Subway-Salat zu essen. Aber ich wollte meine Essensrituale schützen – sie so weit wie nur möglich von mei-

nem Arbeitsleben trennen. Sie gehörten mir und nur mir allein. Sie waren nicht zum Teilen gemacht. Also aß ich draußen mit dem Gesicht zur verputzten Wand. Ich aß hungrig und gierig, manchmal schaufelte ich mir die Putten-Gurken-Peperoni-Mischung gabelweise in den Mund, manchmal suchte ich mir eine einzelne Zutat heraus, zum Beispiel nur eine Olive.

Das Größte an meinem Mittagessen war, dass es zwei Gänge hatte: den großen Salat und dann einen Frozen Yogurt. Ich liebte Essen, das sich aus verschiedenen Teilen zusammensetzte, das verlängerte das Erlebnis. Hätte ich endlos essen können, ich hätte es getan. Ich musste meine Nahrungszufuhr beschränken, sonst hätte ich pausenlos irgendwas in meinen Mund gesteckt.

Der Subway wurde flankiert von zwei Frozen-Yogurt-Läden: Yogurt World und Yo!Good. Bei Yogurt World gab es Selbstbedienung. Niemand pfuschte an deinem Yogurt oder den Toppings herum, und man konnte sogar automatisch bezahlen. Das Gute war: null soziale Interaktion. Bei Yo!Good musste man bei einer Bedienung bestellen, aber ihr Yogurt war es wert. Yo!Good hatte Geschmacksrichtungen wie Banane, Karamell und Kuchenteig, die fettfrei, zuckerfrei und *low carb* waren und auf einen halben Becher nur fünfundvierzig Kalorien hatten. Das hieß, ich bekam für hundertachtzig Kalorien eine Portion von vierhundertfünfzig Gramm. Bei Yogurt World hatten die kalorienärmsten Yogurts hundertzwanzig Kalorien auf hundertzehn Gramm. Ich musste die Kindergröße nehmen, um an die Zahlen von Yo!Good heranzukommen. Also opferte ich meine Privatsphäre der mathematischen Vernunft und Menge.

Ich war dankbar, dass der Thekentyp bei Yo!Good we-

nig Interesse hatte, mit mir zu reden. Er war ein orthodoxer jüdischer Junge, der aussah wie ungefähr neunzehn oder zwanzig. Er war sehr still und höflich und trug eine blaue Kippa und Schläfenlocken. Seine Freundlichkeit machte mich traurig – außerdem die Art, wie er das Wort Yogurt aussprach, *Jo-gort*. Ich hatte das Gefühl, ich würde zwischen den zwei Silben irgendwann noch zu weinen anfangen. In seinem Verhalten lag Unschuld, der ehrliche Wunsch, es den Kunden recht zu machen, eine Würdigung des Yogurts als Substanz von großer Wichtigkeit, und in der mathematischen Präzision, mit der er die Yogurtmaschine bediente, zeigte sich Fürsorglichkeit. So eine Hingabe fand man in der Gastronomie nicht alle Tage. Außerdem besaß er ein Gefühl für kontrollierte Distanz, gab mir den Yogurtbecher nie direkt, stellte ihn immer vor mir auf die Theke, deutete auf den Ladentisch, auf den ich dann mein Geld legte, es ging nichts von Hand zu Hand, unsere Welten berührten sich nicht. Es war, als wäre er ein Geist aus einer längst verloren gegangenen Zeit. Oder vielleicht war die Zeit auch nur für mich verloren.

## Kapitel 2

Die liberale Synagoge, in die ich in meiner Kindheit in Short Hills, New Jersey, gegangen war, war eher Chanel-Handtaschen-Judentum als Torah-Judentum. Am jüdischsten fühlte ich mich, wenn meine Großeltern, auch liberal, aber total fixiert auf jüdisches Essen, mit mir nach New York fuhren und eine Tour zu den alten kulinarischen Lieblingsorten unseres Stammes mit mir machten. Meine Großeltern galten offiziell als adipös. Sie entwickelten aufgrund ihres Gewichts beide Diabetes, aber Essen blieb für sie etwas, das man zelebrierte. In den koscheren *Dairy-Restaurants* gab es köstliche warme gebutterte Zwiebelbrötchen und Sahnehering, im *Second Avenue Deli* Weißkohl-Borschtsch und warme Pastrami-Sandwiches. Es gab schwarz-weiße Cookies von *William Greenberg Desserts*, kleine und große Gläser eingemachte Gurken – sauer, halb sauer und süß – von *Guss* in der Essex Street.

Wenn ich aus New York wiederkam, wollte meine Mutter immer einen lückenlosen Bericht über alles, was ich gegessen hatte. »Willst du moppelig sein, oder willst du, dass die Jungs dich mögen?«, fragte sie dann.

Meine Großeltern waren nur eine kurze Erholungs-

pause vom Universum. Um meine Mutter drehte sich das Universum eigentlich. Meine Mutter die Sonne, meine Mutter die Regeln, meine Mutter Gott selbst! Meine Mutter die Hohepriesterin des Essens und die Religion unseres Haushaltes: *Enthaltsamkeit, Enthaltsamkeit, Enthaltsamkeit!* Meine Mutter mit ihren archaischen Vorstellungen vom Diäthalten: Melonen und Hüttenkäse, Thunfisch und Karottenstifte, Toast Melba. Meine Mutter die Richterin, die in die Umkleidekabine im Kinderklamottengeschäft stürmte, ich sechs Jahre alt, sie flüsternd: »Schau dir Amy Dickstein in diesem Kleid an. Und jetzt schau dich an.« Es war ein Flüstern, das sich mir einbrannte, ein Flüstern, das blieb.

Ich war weich und pummelig wie ein Mehlkloß und klein noch dazu. Sie fürchtete, dass meine Größe zu noch mehr Gewichtszunahme führen würde, hatte Angst, dass ich später so werden würde wie ihre Eltern, für deren Fettleibigkeit sie sich immer geschämt hatte, oder wie ihre fette Cousine Wendy, die unglücklich war. Ich überlegte: Wenn ich in der Zeit zurückkreisen und mich selbst aus dieser Umkleidekabine retten könnte, würde ich es tun? Wahrscheinlich nicht. Ich fand das weiche kleine Mädchen auch ekelhaft.

Je mehr meine Mutter meine Nahrungsaufnahme einschränkte, desto mehr stopfte ich heimlich in mich hinein. Sie verstand nicht, warum ich in die Breite ging, wusste nicht, dass ich in Gemischtwarenläden Süßigkeiten klaute, in der Garderobe die Pausenbrote der anderen Kinder aß. Sie beäugte mich bei einer Geburtstagsfeier quer durch den Raum, als ich einen Bissen Kuchen kaute. Sie drohte, meine Lehrer zu fragen, was ich aß, wenn ich noch mehr zunähme. Einmal im Monat wurde ich im YMCA auf eine

Waage gestellt. In der Öffentlichkeit schrie sie mich nie an, aber im Auto weinte ich auf dem Rücksitz.

Mit sechzehn begann ich, meine Nahrungszufuhr selbst einzuschränken. Ich entwickelte ein Arsenal an Tricks: Coca-Cola light, Zigaretten, künstlich gesüßtes Alles, hinausgezögerte Mahlzeiten, gedämpftes Gemüse, nie mit anderen essen. Meine Großeltern und ich machten unseren Ausflug nach New York, aber die Restaurants, die einst meine Tempel waren, wurden zur Bedrohung. Ich wehrte Käse-Plinsen, Knishes und Schneckennudeln ab, ersetzte Kirschhamantaschen durch Dr. Browns Diätklimo. Ich schlürfte um Matzeknödel herum, setzte Grenzen bei Bagels, fand Sicherheit in eingelegten Gurken – so kalorienarm, *baruch haschem*.

Jahrelang konnte ich nicht dünn genug sein. Dann, urplötzlich, war ich zu dünn. Wo ich zwanzig Pfund hätte abnehmen sollen, nahm ich fünfundvierzig ab. Da wollte ich für immer bleiben. Ich sparte mein Essen noch weiter ein: Spinat, Brokkoli, gedämpftes Hähnchen. Ich nannte es meine spartanische Lebensweise. Ich fühlte mich berauscht von meinem Opfer.

Aber mir war die ganze Zeit eiskalt. Ich wohnte in der Badewanne. An meinem Körper wuchs ein flaumiger Pelz. Meine Periode hörte auf. Nachts träumte ich von wilden Buffets. Meine Hüftknochen scheuerten am Bett. In der Schule wurde geflüstert. Meine Mutter sagte nichts.

Eines Nachts zitterte ich so sehr, dass ich Angst bekam, ich würde sterben.

»Ich muss dir etwas sagen«, gestand ich meiner Mutter. »Ich glaube, ich habe eine Essstörung, vielleicht Magersucht.«

»Magersüchtige sind viel dünner als du«, erwiderte sie.

»Die sehen aus wie Opfer aus Konzentrationslagern. Sie müssen ins Krankenhaus. Du bist nicht magersüchtig.«

»Ich habe seit Monaten keine Periode mehr gehabt.«

Das beunruhigte sie. Meine Fruchtbarkeit war wichtig; sie wollte schließlich eines Tages Enkel. Sie schickte mich zu einer Ernährungsberaterin, die mir half, meine tägliche Kalorienzufuhr zu erhöhen. Wir machten es langsam, methodisch, mit Tabellen und Listen, die jedes Essen auf seine Portionsgröße und den Kaloriengehalt reduzierten.

Mir war nicht mehr eiskalt, sondern nur noch kalt. Das Zittern hörte auf. Der Pelz verschwand. Ich konnte auf dem Bauch schlafen. Das Geflüster hörte auf. Ich blutete wieder. Aber ich blieb besessen von Kalorien. Die pausenlosen Berechnungen in meinem Kopf gingen nie wieder weg.

## Kapitel 3

Während ich bei Yo!Good in der Schlange wartete, plante ich die Kreationen, die ich erschaffen würde, falls ich je auf magische Weise immun gegen Kalorien sein sollte. Ich stellte mir Biskuit-Yogurt vor, der vor Karamell triefte, gesprenkelt mit Snickers-Stückchen. Ich begrub einen Milchkaramell-Yogurt unter Marshmallow-Soße, dann schüttete ich einen Strom zerbröselter Oreos über seine süße Krone. Auf einem Planeten aus holländischer Schokolade lebten alle möglichen Gummispezies: Bären, Würmer, Fische, Pinguine, Dinos und Pfirsichringe. Ich stäubte Erdnussbutterdragees und Schokostreusel auf einen Berg mit Kuchenteiggeschmack.

Sie hatten alles: Erdbeeren in Sirup, Plätzchenteigkugeln und winzige Perlen aus weißer Schokolade in einem Regenbogen aus Pastelltönen. Sie hatten heiße Schokokaramellsoße, warmes Karamell und eine Buttersoffee-Soße, die sofort erstarrte, wenn sie mit dem Frozen Yogurt in Berührung kam. Sie hatten eine Diätvariante der heißen Schokokaramellsoße, die bei mir die Überlegung auslöste: *Was wäre, wenn? Wenn ich nur einen kleinen Spritzer nehmen würde?* Aber der nebulöse Kaloriengehalt eines Spritzers

barg zu viele Variablen. Ich fürchtete, wenn ich die Soße einmal probierte, würde ich meinen Yogurt nie wieder ohne essen. Ich traute mir nicht über den Weg und ließ es bleiben.

Zum Glück sagte der orthodoxe Junge nicht: »Kein Topping?«, wie der Sandwich Artist bei Subway immer sagte: »Keine Soße?« Ich sah ihm genau zu, als er den Yogurt pumpte, kontrollierte, ob er auch nicht über den Rand ging (dieser Luftraum war kalorienmäßig unberechenbar). Als er oben ankam, rief ich: »Stopp!«

Er stoppte sofort, brachte den Becher zur Kasse und nannte mir freundlich den Preis für den *Jo-gort*. Abgesehen von dieser Höflichkeit gab er nicht zu erkennen, dass ich eine Stammkundin war. Dafür war ich ihm dankbar.

Ich verzehrte die ersten drei Viertel des Bechers am hinteren Ecktisch mit Blick in die Ecke. Mir war immer kalt, aber ich aß lieber in dem eiskalten Yogurt-Laden als draußen an den Tischen in der Sonne, denn die waren beliebt. Ich hatte einen bestimmten Rhythmus und Stil, wie ich den Yogurt gerne aß, und ich wollte nicht, dass mir jemand zusah. Zuerst leckte ich an den Rändern des Bechers entlang, um das Geschmolzene zu erwischen. Dann steckte ich mir Löffel um Löffel von dem kälteren Zeug in den Mund und zog es durch die Zähne, um es zu verflüssigen.

Für das letzte Viertel des Yogurts gab ich meine Methode auf und nahm es mit nach draußen. Diese letzten fünf Minuten in der Sonne fühlten sich wie der Garten Eden an, eigentlich wie das Ende von Eden, denn das eiskalte Büro wartete. Es wurde immer so stark klimatisiert, dass ich an meinem Schreibtisch eine Daunenjacke trug. Aber in diesen letzten paar Momenten der Wärme hielt

ich Zwiesprache mit dem Yogurt und stellte mir vor, dass die Sonne mich durchdrang – dass sie ein Kraftfeld schuf, das in meinem Inneren glühen und mich den Rest des Tages wärmen konnte. Dann ging ich ins Büro zurück und pufferete mich wieder mit Daunen.

Der Nachmittag ging größtenteils für meine zwangsläufige Beschäftigung mit meinem bevorstehenden Snack drauf: ein Proteinriegel mit Schokostückchen, der hundertachtzig Kalorien enthielt. An guten Tagen konnte ich den Riegel hinauszögern – ein Leuchtfeuer der Süße und Hoffnung, auf das ich mich freuen konnte –, bis ich um sechs das Büro verließ und ins Fitnessstudio ging. An schlechten Tagen öffnete ich die Verpackung an meinem Schreibtisch, »nur um daran zu riechen«, und schlängelte mich hinein.

Ich war so in diesen Proteinriegel verliebt: in seinen Geschmack nach Schokoriegel, die Cremigkeit und das Sättigungsvermögen, die in ihm steckten. Vor Kurzem hatte ich tief bestürzt entdeckt, dass es eine heimtückische Erhöhung um zwanzig Kalorien gegeben hatte. War das Rezept verändert worden, oder hatten sie uns alle die ganze Zeit vorher bewusst in die Irre geführt? Mir schien eine öffentliche Entschuldigung angebracht. Jetzt befand ich mich im Heilungsprozess: dem Proteinriegel wieder vertrauen lernen.

Den Verzehr des Proteinriegels zögerte ich durch den Nachmittagstee in der Büroküche hinaus. Ich trank gern Tee mit Ana, der Büroleiterin, einer vollbusigen Frau Mitte fünfzig, die exquisite, tief ausgeschnittene Seidenblusen trug, die sie in hoch geschnittene Hosen steckte, die ihre schmale Taille betonten. Die meisten Frauen in Anas Alter, die in der Unterhaltungsindustrie arbeiteten, waren gebo-

toxt bis unter die Haarwurzeln. Aber Anas Verschönerungen waren elegant – subtile Filler, sanftes Relaxans –, sie ließen feine Fältchen um ihren hübschen Mund und die großen braunen Augen zu, jedoch keine tiefen Falten oder Furchen: scheinbare Natürlichkeit statt offensichtlicher Künstlichkeit.

»Pssst«, unterbrach mich Ana, damit wir am Ende des Flurs Ofer am Telefon hören konnten. »Hör zu, das ist das Geräusch von immer dümmer werdenden Filmen.«

»Ja, oder? Gibt es etwas Schlimmeres als Unterhaltung?«

Anas Ex-Mann hatte in den frühen Zweitausendern eine Hit-Trilogie von Vampirfilmen produziert: *Night's Sundry*, *Enigma's Descent* und *Wicked Shroud*. Während der Postproduktion von *Enigma's Descent* hatte er sie und ihren neunjährigen Sohn für eine Special-Effects-Maskenbildnerin verlassen. Jetzt sah Ana es als persönliche Beleidigung, dass sie in der Industrie arbeiten musste, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie blieb nur in Los Angeles, weil ihr Sohn und seine Freundin in Highland Park wohnten.

»Ich bin älter als du, deshalb darf ich alles mehr hassen«, sagte sie. »Warte, sag mir nicht, dass du den Büro-Lipton trinkst. Nimm meinen Harney & Sons, ich bitte dich.«

Ich freute mich, dass Ana mir das gute Zeug geben wollte. Eigentlich liebte ich Lipton mit einem Teelöffel Kaffeeweißer und vier Süßstoff, es war wie ein »Milchshake«. Aber ich sehnte mich nach jeder Fürsorge, die ich von ihr bekommen konnte. Es war nicht unbedingt so, dass sie nett zu mir gewesen wäre. Sie hasste nur alle anderen noch mehr. Wir waren zu einem »Wir« geworden, weil unsere Kollegen so ein »Die« waren. Trotzdem war ich wirklich gern ein »Wir«. Ich fragte mich, ob sie über mich

genauso schlecht hinter meinem Rücken redete, wie sie es mit allen anderen tat.

»Wenigstens isst du nicht den Fraß, den sie hier herumliegen haben«, sagte Ana. »Die anderen Assistentinnen sehen es ein bisschen zu locker mit dem Gebäck. Vor allem diese Kayla sieht aus, als wäre sie ein Plunderteilchen drüber.«

Ich hoffte, ich war weit, weit drunter. Die Leute sagten, Ana und ich sähen uns ähnlich. Sie glich mir mehr als meine eigene Mutter. Wir hatten beide eine Fülle dicker, gewellter brauner Haare, olivfarbene Haut, die leicht in der Sonne bräunte, und dunkelbraune Augen. Meine Mutter hatte feine schwarze Haare, graue Augen und so helle Haut, dass sie durchscheinend war. Aber in ihrer Überzeugung, dass dünn gleich gut bedeutete, waren meine Mutter und Ana geistesverwandt. Meine Mutter überzeugte mich, dünn zu bleiben, indem sie mich beleidigte. Ana tat es, indem sie alle außer mir beleidigte. Diese Abwesenheit von Zurückweisung fühlte sich an wie eine Umarmung.

## Kapitel 4

Meine Therapeutin in Los Angeles, Dr. Rana Mahjoub, trug zweckmäßige Clogs und sagte an Erkenntnis grenzende Dinge wie »Setzen Sie Ihre Sauerstoffmaske auf, bevor Sie anderen helfen«, aber ich konnte sie nicht hundertprozentig respektieren, denn sie akzeptierte meine Krankenversicherung. Wie gut konnte sie sein, wenn sie bereit war, mit Blue Shield Geschäfte zu machen? Ich konnte nicht anders, für mich waren unsere Sitzungen wie Einmal-Seifenproben, die man umsonst in der Mall bekam.

Dr. Mahjoubs Büro war voller Elefanten: Elefanten-Lithografien, Elefanten-Statuen, Elefanten-Schnitzereien. Ich frage mich, ob sie Elefanten wirklich so gern mochte und sie über die Jahre gesammelt hatte, oder ob es irgendwann bei Pier 1 einen Schlussverkauf gab und sie sich dachte: *Ja, thematisch zusammenhängendes Dekor fördert die Ich-Integration bei Patienten*, und sie alle auf einmal kaufte.

Ich hatte mit der Therapie angefangen, weil ich hoffte, mein Leiden zu lindern, das sowohl mit meinen Essproblemen zusammenhing als auch mit meiner Mutter, ohne in einem der Bereiche wirklich mein Leben ändern zu

müssen. Ich hatte gehofft, dass Dr. Mahjoub und ich eine unterbewusste, hypnotherapeutische Methode verfolgen würden, durch die ich lernte, mich ins Koma zu versetzen und dabei trotzdem lebendig zu wirken. Aber Dr. Mahjoub wollte, dass ich wirklich etwas tat.

»Ich schlage vor, Sie legen einen Kommunikations-De-tox von Ihrer Mutter ein«, sagte sie.

»Klar«, sagte ich. »Kein Problem.«

»Ich schlage neunzig Tage ohne Kontakt vor.«

»Neunzig Tage! Kein Kontakt?«

»Ja, genau.«

»Also, noch nicht mal ein Emoji?«

»Versuchen Sie es«, sagte sie.

Ich lachte, wie es so schön heißt, laut auf.

»Sie erlaubt mir niemals mehr als vier Tage Funkstille.«

»Sie erlaubt es Ihnen nicht?«

»Ich schätze, sie kann mich nicht zum Reden zwingen. Aber die Schuldgefühle wären fürchterlich.«

»Grenzen setzen fühlt sich nicht immer gut an«, sagte Dr. Mahjoub. »Aber nur weil es sich schlecht anfühlt, ist es nicht falsch.«

Vielleicht war es wirklich nicht falsch, Grenzen zu setzen. Doch ich wusste, dass meine Schuldgefühle unerträglich wären. Die ganze Zeit über dachte ich: *Meine Mutter wird eines Tages sterben*. Ich würde auch sterben. Dr. Mahjoub konnte den Tod nicht aufhalten. Wusste sie eigentlich überhaupt irgendwas?

Bei unserer letzten Sitzung hatte sie mich ermuntert zu lernen, »mich selbst zu erziehen«. Inmitten der mahjoub-schen Elefanten kam mir diese Vorstellung positiv, machbar, vielleicht sogar spaßig vor. Ich würde behutsam mit der jungen Rachel sprechen, ihr in gedämpftem, empathi-

schem Ton sagen, dass alles gut werden würde. Ich wäre eine Mutter für mich.

Dann verließ ich die Praxis und dachte: *Warte, was soll ich machen?* Irgendwas mit Selbstberuhigung, Mitgefühl haben mit der jungen Rachel, die in mir wohnte. Aber ich hasste diese junge Rachel.

Die junge Rachel war immer aufgereggt und wurde dann zum Platzen gebracht wie ein Luftballontier. Ihr wurde die Luft rausgelassen. Sie wollte zu viel. Diese Woche wollte die junge Rachel ein bisschen Bestätigung von ihrer Mutter.

Ich war von einem schwach frequentierten Unterhaltungsblog als eine von 25 jungen Comedians ausgewählt worden, die man im Auge behalten sollte. Als ich den Link meiner Mutter schickte, schrieb sie zurück: *Wie haben die dich gefunden?*

Ein paar Minuten später folgte ein: *Kann Limk nicht öffnen*

Und dann: *Ich hoffe es ist nichts Peinliches drin*

Und dann: *Du hast mich doch nicht blamiert oder??!*

Dr. Mahjoub sagte, wenn ihre Tochter mit so einer Neuigkeit zu ihr käme, wäre sie unglaublich stolz.

»Meine Tochter ist erst elf«, sagte sie. »Aber ich hoffe, dass sie eines Tages so viel Erfolg hat wie Sie.«

»Wir wollen mal nicht übertreiben«, erwiderte ich. »Es ist ein Blog.«

Es kam mir merkwürdig vor, dass es Mütter wie Dr. Mahjoub auf dieser Welt gab – Mütter, die ihre Töchter unterstützten. Ich war neidisch auf ihre Tochter, dass sie so eine Mutter haben durfte. Ich sagte Dr. Mahjoub, dass ich keine Begeisterungsstürme von meiner Mutter erwartet hatte. Aber ich hätte gedacht, sie wäre zumindest ein kleines bisschen stolz.

»Sie haben schon wieder versucht, im Baumarkt Milch zu kaufen«, sagte Dr. Mahjoub.

»Na ja, vielleicht ein winziges bisschen Milch«, sagte ich.

»Das ist das Problem«, sagte sie. »Sie dürfen nichts erwarten.«

Nichts erwarten. Die Schlichtheit dieser Anweisung, ihre minimale, eigenständige Macht, war berauschkend. Erwarte nichts. Sie war so sauber, so wirkungsvoll.

Es war ein Satz, den man mit einem Menschen verbinden würde, der nichts von niemandem brauchte; ein geschlossenes System, ein Automat. Ich wollte so ein Mensch sein. Ich wollte so ein Automat sein.

»Okay«, sagte ich. »Ich werd's versuchen.«

»Versuchen Sie es«, sagte Dr. Mahjoub.

»Okay!«, sagte ich noch einmal. »Warum nicht?«

Ich verließ die Praxis und fühlte mich stark, hoffnungsvoll, ein bisschen high. Ich tänzelte beinahe über den Parkplatz. Erwarte nichts. Warum etwas erwarten, wenn man auch nichts erwarten kann?

Im Auto schrieb ich meiner Mutter.

*Hi. Ich bin die nächsten 90 Tage nicht zu erreichen. Danke.*

Sie schrieb sofort zurück. *Wovon redest du da?!*

*Sorry,* antwortete ich. *Nicht zu erreichen.*

Da rief sie an.

»Ich mache Detox«, sagte ich.

»Was meinst du mit Detox?«

»Von unserer Beziehung«, sagte ich. »Sie ist emotional unsicher.«

»Was meinst du mit ›emotional unsicher‹?«

Das war das Ding mit den Grenzen: In der Therapie ergab alles Sinn, aber wenn man versuchte, es in der echten Welt umzusetzen, hatten die Leute keine Ahnung, wovon

man sprach. Oder sie wussten tief in ihrem Inneren sehr genau, wovon man sprach, und setzten sofort ihre Verleugnungsmaschinerie in Gang.

»Ich war also eine furchtbare Mutter«, sagte meine Mutter. »Ich habe anscheinend nichts richtig gemacht.«

Ich konnte fühlen, wie sie ihre emotionale Exceltabelle öffnete, die sie schon während der Schwangerschaft zu führen begonnen hatte. Deshalb konfrontierte ich sie nie mit etwas. Jetzt würden wir das ganze Ding gemeinsam durchgehen müssen, Feld für Feld, bis ich alles zurückzog.

Aber was, wenn ich mich einfach weigerte?

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Es tut mir leid, aber ich kann nicht.«

Ich schloss die Tabelle.

## Kapitel 5

*This Show Sucks* war eine Comedy-Show in Silver Lake, die Nathan, mein Ex-Freund aus dem College, ins Leben gerufen hatte. In Madison nahm mich Nathan immer in seinem Auto zu einem Open-Mic-Abend in einer Bar namens *Blind Willie's Hideaway* mit. Dass ich anfing, ihn zu daten, ergab sich einfach, als er mir eines Nachts in seinem Auto die Hand auf den Oberschenkel legte und ich zu hungrig und müde war, um etwas dagegen zu tun. Ein paar Monate später, als ich die Energie hatte, etwas dagegen zu tun, beendete ich es.

Nathan hatte in L. A. schnell Erfolg gehabt und war jetzt auf Comedy Central der Host der ersten Staffel einer Sendung namens *Assplainin'*, einem Meme-basierten Schräge-Spiel im Internet. Er kam nie mehr zu *This Show Sucks*, aber er sorgte dafür, dass sie mich jede Woche buchten – auch wenn es offensichtlich war, dass ich nicht zu den üblichen Comedians auf der Liste passte.

Die anderen Comedians verströmten Moon Juice, Bio-Lippenstift und Kokain, während ich krebserregende Kosmetik verwendete und Coke Zero ausschwitzte. Sie trugen absichtlich hässliche Kleidung: Mom Jeans, Dad Sneakers,

Serienkillerbrillen, neonfarbene Caps. Ich blieb bei meiner Uniform aus komplettem Schwarz, der Großteil von *Saks Off 5th*. Ich war eine alternative *Jewish American Princess*, sie waren einfach alternativ.

Das Publikum bestand hauptsächlich aus Touristen. Sie liebten es, wenn ich Scheiß erzählte wie: »Ich denke darüber nach, meine Eizellen in einer Kinderwunschklinik in Beverly Hills einfrieren zu lassen, damit wenigstens sie in 90210 wohnen.«

Aber wenn dreißig Leute lachten und drei nicht, waren diese drei ganz klar die wichtigeren. Ich wollte die Art von allgemeingültigen Pointen schreiben, die die Auswärtigen amüsierten und gleichzeitig den anderen Comedians einen bissigen Kern extravaganter Credibility signalisierten. Meine neueste Nummer handelte von Naturkatastrophen.

»Ist hier jemand von der Ostküste?«, fragte ich.

Ich erntete Jubel von der Menge und einen finsternen Blick vom Beleuchter.

»Warum wisst ihr mehr über unser Wetter als wir? Meine Mutter schickt mir aus New Jersey täglich SMS über meinen bevorstehenden Tod. ›Bei euch hat jetzt die Trockenzeit angefangen! Auf dem Weather Channel hieß es, jemand in Pasadena hat gerade eine Kerze angezündet! Pass auf dich auf!««

Der Teil mit der Mutter stimmte sogar irgendwie. Es war erst einen Tag her, seit ich mein mütterliches Detox angefangen hatte, ich erhielt nun in rascher Folge warnende Wettermeldungen:

*Hab gerade auf Yahoo von den Santa-Anas gelesen! Bleib wachsam!!*

*Erdbeben in der Mojave-Wüste!!! 1,6 Hast du es gespürt??*

*Tsunamiwarnung in Kraft!! Schlaf NICHT am Strand!!!*

Ich versuchte, dem Publikum eine Kurzfassung meines Lebens zu geben, gewürzt mit genug tapferem »Aber eigentlich ist es in Ordnung«, dass aus der zugrunde liegenden Verzweiflung, die mich zwang, mich überhaupt dort hinzustellen und Bestätigung von Fremden zu suchen, eine angenehme Erfahrung wurde – sogar eine richtig erfreuliche! Wenn sie über meine Beinahe-Wahrheiten lachten, spürte ich den Kitzel, irgendwie gesehen zu werden.

Meinen College-Abschluss habe ich in Schauspiel gemacht. Ich war im ersten Jahr an der University of Wisconsin, hielt feurige Reden über die darstellende Kunst als Mittel zu gesellschaftlicher Veränderung, inspiriert von einer Glückssträhne an der Highschool mit Rollen als Abigail Williams in *Hexenjagd*, Nora Helmer in *Nora oder Ein Puppenheim* und Sheila in *Hair*. Es war der Anbruch des Wassermann-Zeitalters, und ich würde die neue Ära einläuten.

Doch als mein erstes Jahr um war, hatte ich zwei Dinge gelernt: zum einen, dass ich nicht ganz so talentiert war, wie meine Schauspiellehrerin an der Highschool, Ms Dannenfelser, zu glauben schien. Und zum anderen, dass ich Theatermenschen hasste. Ich hasste es, wie sie jeden Konsonanten artikulierten, auch abseits der Bühne. Ich hasste ihre einstudierten, wohlüberlegten Bewegungen, die Vorstellung vom Ich als Handwerk, dem Körper als Werkzeug. In meinem dritten Studienjahr hing ich nur noch mit den Leuten von der Requisite herum. Mit Stand-up-Comedy bei Open-Mics in *Blind Willie's Hideaway* begann ich, um mich von meinen toten Träumen abzulenken. Ich war gut in Comedy, zumindest fanden das die Stammkunden im *Blind Willie's*. Nach der Kunstwelt des Theaters wollte ich etwas Echtes. Betrunkenes Gelächter fühlte sich echt

an. Ich beschloss, dass ich nach der Uni nach Los Angeles ziehen und es weiterverfolgen würde.

Mein Leben in L. A. begann mit einem Job als Kellnerin in einem veganen Diner auf der La Brea Avenue, gefolgt von der Erkenntnis, dass ich eine fürchterliche Kellnerin war. Ich ließ mich zu leicht ablenken, dachte die ganze Zeit nur darüber nach, was die Gäste aßen: Seitan-Chorizo-Nachos, Avocado-Tostadas, Spinat-Artischocken-Dip. Ich hatte nicht die Energie, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein. Manchmal, wenn keiner hinsah, stand ich da und fasste alles Essen an: streichelte ein Brötchen, liebkoste eine gefüllte Tomate, massierte eine warme Weizentortilla. Als jemandes übrig gelassenes Vürstchen den Weg in meinen Mund geschafft hatte, ging ich nach Hause und bewarb mich auf alle Schreibtischjobs, die ich online finden konnte.

Ich hatte ein Bewerbungsgespräch bei Ofer und heuchelte Begeisterung dafür, andere Künstler zu »unterstützen« – dieselben Schauspielertypen, vor denen ich im College geflohen war. Eigentlich wollte ich nur einen Stuhl für meinen Hintern, einen Zufluchtsort vor der Lawine veganer Donuts, die mich zu ersticken drohte.